

Ich erzähle, also bin ich – doch ich bin nicht allein

Der Mensch ist das erzählende Wesen. Nur als solches kann er Identität erlangen und Realität mitgestalten. Es hängt somit von uns und weniger von äusseren Umständen ab, ob unser Leben sinnvoll ist – gerade auch jetzt in Zeiten von Corona.

Wir sind das durch unsere Sprache denkende Tier, das *animale rationale* bzw. *zoon logon echon*, was spätestens seit Aristoteles eine der wichtigsten, wenn nicht sogar die folgenreichste Prämisse der abendländischen Denktradition und Kultur darstellt. Nicht umsonst findet sich bereits im Prolog der biblischen Schöpfungsgeschichte der Gedanke der Allmacht der Sprache: „Im Anfang war das Wort...“ Den Menschen, der zugleich Autor und Figur dieses Schöpfungsmythos ist, bezeichnen Anthropologen und Soziologen auch als *self-interpreting animal* mit einem eigentlichen „Erzählinstinkt“, d.h. mit einem genuin menschlichen Bedürfnis, das fortwährend nach Befriedigung strebt, wie sonst nur Essen, Trinken, Schlafen, soziale Kontakte und Sex, was auch das Verhalten von Tieren bestimmt. „Das Erzählen ist die wichtigste Form menschlichen Denkens. Wir organisieren alle unsere Erlebnisse, unser Gedächtnis, unsere Ziele und Wünsche, Begründungen, Rechtfertigungen, Entschuldigungen, Ausreden, unser gesamtes Leben auf eine narrative Weise. Wir weben uns das Bild der Welt und unserer Mitmenschen aus Erzählungen zusammen [sic!]. Wer sich des *homo narrans* nicht gründlich annimmt, wird den Menschen und seine Existenzbedingungen nie verstehen“ (Werner Siefer, „Der Erzählinstinkt“, 2015).

Das, was den Menschen zum *homo narrans*, d.h. zum erzählenden Wesen macht, dieses ihm innewohnende schöpferische Streben, welches sich als erzählender Gestaltungswille manifestiert, bezeichnete Henri Bergson in seinem 1927 nobelpreisgekrönten Werk „*L'évolution créatrice*“ („Schöpferische Evolution“) als *élan vital*, als daseinerschiessender und -gestaltender Lebensschwung, ohne den weder Selbstbezug noch Weltbezug möglich wären, ja ohne den unser Leben schlicht unvorstellbar wäre.

Ohne Erinnern kein Erzählen, ohne Erzählen kein Erinnern

Die menschliche Existenz und das diese Existenz thematisierende Sprechen und Schreiben muss allererst zeitlich gedacht werden. Denn Erzählung setzt Erinnerung voraus. In der Erinnerung vermischt sich unentwegt Vergangenes mit Gegenwärtigem, vollzieht sich eine Wechselwirkung von damals und jetzt, von Vorsprachlichem und Sprachlichem. „Nicht alles im Bewusstsein hat einen Namen, aber alles hat ein Gefühl“, schreibt etwa der ungarische Schriftsteller Péter Nádas in seinem Erinnerungsroman „Aufleuchtende Details“. Ähnlich äussert sich Botho Strauss in seinem Gedankenbuch „Allein mit allen“, wenn er konstatiert: „Ich weiss nicht, was Erinnerung ist. Ja, es schwankt mir schon der Satz, wenn ein Verb in Vergangenheitsform gesetzt wird.“ Erst wer seine Erinnerungen in Sprache fasst, dem kann sich erschliessen (aber eben immer nur im Hier und im Jetzt), was ihm oder ihr vergangen ist. Mit anderen Worten: Erst im Medium des Erzählens als kognitive Selektion und Produktion von „synthetischen Damals-Stoffen“ (B. Strauss) entsteht das, was wir als zeitlich fassbare Erinnerung bezeichnen.

Hinzu kommt, dass wenn wir uns erinnern, wir immer auch in einer gedanklichen Verbindung zur Zukunft stehen, weshalb unsere Erzählungen von unseren Interessen und Abneigungen, Hoffnungen und Sehnsüchten, Sorgen und Ängsten mit beeinflusst werden. Die Vergangenheit aber, so wie sie tatsächlich war, liegt letztlich ausserhalb des Machtbereichs unseres Verstandes bzw. bleibt unerschlossen. Es gibt nur die bruchstückhafte Wiedererinnerung in der Gegenwart und in Erwartung der Zukunft, die wir durch den Erzählakt wie Fotonegative zu Fotos entwickeln und in einer bestimmten Reihenfolge in ein imaginäres Album kleben.

Ich erzähle, also bin ich

Diese Überlegungen führen mich zu dem durch den französischen Philosophen Paul Ricoeur (1913-2005) geprägten Begriff der „narrativen Identität“ (*identité narrative*) des Menschen, in der „die Zeit in dem Masse zur menschlichen wird, indem sie sich nach einem Modus des Narrativen gestaltet, und die Erzählung ihren vollen Sinn erlangt, wenn sie eine Bedingung der zeitlichen Existenz wird.“ Somit ist unsere personale Identität nebst einer Identität im Sinne von Selbigkeit (*ipséité*) bzw. Gleichheit als etwas Statisches und Unveränderliches in der Zeit, also nebst einem eher gegenständlichen „Was bin ich?“ vor allem auch ein lebendiges „Wer bin ich?“, nämlich, so Ricoeur, eine dynamische dialektische Selbstheit (*mêmeté*), ein zeitlich verfasstes Selbstverhältnis, das die Grundlage der Person bildet. Dieses Selbstverhältnis ist jedoch paradox, weil es darin besteht, dass das Ich in der Vergangenheit ein anderes war (und auch in der Zukunft immer wieder ein anderes sein wird) und dennoch stets dieselbe Person bleibt. Wenn nun das Ich von sich erzählt, dann kann dieses Paradox zwar nicht aufgelöst, aber es kann dialektisch erschlossen werden, wobei durch das Erzählen aus heterogenen Elementen, nämlich aus Konkordantem und Diskordantem eine Synthese hergestellt wird.

Das Konkordante ist die Einheit des Lebens des erzählenden Ichs, die zeitlich gefasst wird. Indem etwa „das Bewusstsein rückwärts auf vergangene Taten oder Gedanken ausgedehnt werden kann, so weit reicht die Identität dieser Person. Sie ist jetzt dasselbe Selbst wie damals; jene Handlung wurde von demselben Selbst ausgeführt, das jetzt über sie nachdenkt“ – so bereits John Locke in seinem 1690 publizierten philosophischen Hauptwerk „Versuch über den menschlichen Verstand“. Das Diskordante dagegen bilden allerlei unvorhergesehene Ereignisse oder unwillkürliche spontane Emotionen, welche diese Einheit in Frage stellen.

Wenn wir etwas erzählen, dann wird das Diskordante zwar nicht aufgehoben, aber in der Rückschau und Reflexion, die im Erzählvorgang stattfindet, fügt sich das Diskordante in das Konkordante ein. „*Ainsi le hasard est-il transmué en destin.*“ Indem also das Erlebte zur Erzählung gerinnt, verwandelt sich Zufall in Schicksal, kann im Lebensrückblick aus der unerschöpflichen Fülle von somatopsychischem Rohmaterial eines Einzeldaseins manchmal sogar so etwas wie eine geglückte Autobiographie herausgemeisselt werden. Dadurch lässt sich dem Leben – vielleicht und *se non è vero è ben trovato* – irgendein Sinn abringen.

Keine Identität ohne Verantwortung

Womit ein Zwischenfazit gezogen werden kann, nämlich dass unsere menschliche Identität und die Welt, mit der sie permanent interagiert, kein stabiles Faktum ist, sondern im Gegenteil eine immer aufs Neue zu definierende und zu erfüllende narrativ-reflexive Aufgabe des Individuums, die emanzipatorisches Potential hat. Bereits Nietzsche forderte uns dazu auf „die Dichter unseres Lebens“ zu werden, und zwar „im Kleinsten und Alltäglichsten zuerst“. Das hat epistemische und tugendethische Implikationen, die – einem Urgebot der abendländischen Philosophie, nämlich dem apollinischen Imperativ „Erkenne Dich selbst!“ Nachachtung verschaffend – u.a. darin bestehen, dass der *homo narrans* sich über das Verhältnis zwischen der eigenen Affektivität (zu der ja gerade auch der Erzählinstinkt gehört) und der rationalen Möglichkeit zur Erkenntnis Klarheit zu verschaffen hat (auch indem die Sprache den Erzählinstinkt gewissermassen domestiziert und kultiviert). Zwischen der affektiven Determiniertheit des Menschen einerseits und seinem Vermögen andererseits, seine Existenz in Sprache zu fassen und seine Gedanken und Handlungen entsprechend zu steuern, also die ordnende Kraft seiner Vernunft zu gebrauchen, tut sich ein Möglichkeitsraum auf. Wenn und vor allem *wie* wir das, was wir erleben – wie etwa aktuell die Corona Pandemie – in unsere persönliche Lebenserzählung integrieren, äussern wir einen freiheitlichen Willen zum Sinn und zur Selbstwahl.

Das bedeutet nun jedoch nicht, dass wir dabei beliebig oder gar verantwortungslos vorgehen können. Denn das Ich ist nicht auch frei, seine freie Selbstwahl nicht zu verantworten, zumal es respektieren muss, dass sein Gegenüber einen gleichermassen unverzichtbaren Anspruch auf narrative Identität hat. Und in Lebensthemen von überindividueller gesellschaftlicher und politischer Relevanz – wie sie gerade auch im Begriff der Pandemie (von altgriechisch *pan* für „umfassend“ und *demos* für „Volk“) zum Ausdruck gelangt – heisst das, dass wir uns über unser kollektives Narrativ und die damit untrennbar verbundene Frage, wie wir miteinander leben wollen und sollen, diskursiv und normativ zu verständigen haben.